



Luise (Charlotte Schwab), Ferdinand (Peter Simonischek)

STURM + DRANG + GLÜCK + TOD

Ein kleiner Stapel Bücher, dreimal vier rote, grüne, braune Oktav-Bändchen übereinander, liegt auf dem Boden. Zu Beginn lehnt daneben eine kleine primitive Puppe an der Wand. Nach dreieinhalb Stunden, nach Kabale und Liebe, sind die Bücher immer noch am gleichen Platz, obwohl alles sonst durcheinandergeraten ist. Zwar fehlen ein paar; eines wurde langsam, genußvoll verbrannt. Die Puppe ist weg. Am Boden liegen zwei Menschen, ein Mädchen, ein Mann – Opfer des Schicksals, der Gesellschaft, ihrer – aus Büchern bezogenen – Wünsche?

Die Bücher, das wird von Szene zu Szene klarer, spielen Hauptrollen in Schillers „Kabale und Liebe“, wie der Regisseur Roland Schäfer, sein Bühnenbildner Franz Koppendorfer, der Dramaturg Joachim Johannsen und Astrid Kirsten (Kostüme) Schillers „bürgerliches Trauerspiel“ in fünf Aufzügen „Kabale und Liebe“ (1782) für ihre Inszenierung am Düsseldorfer Schauspielhaus lesen (...)

So eindrucksvolle Bilder, die Verbindungen herstellen zwischen den Figuren des Spiels; die szenische Symbole finden für den wahren Motor des Spiels: die in Büchern greifbare Revolution der Aufklärung; die mit dem Rauch (von Büchern auf dem Scheiterhaufen) die Jahrhunderte überbrücken zu einer Zeit der Verfolgung von Gedanken – so eindrucksvolle Szenen gelingen einer Aufführung, die schwerfällig anhebt (mit Belehrung der Zuschauer schon im Foyer) und immer wieder absackt in Momente der Effekthascherei (Hofball vor der Pause mit halbnackter Tänzerin: Banalitäten von der Kö...)

Zwei Leistungen heben die Aufführung aus dem Angebot der Saison heraus: das Talent Schäfers (als Schauspieler bekannt geworden, jetzt auf dem Weg zur Berliner Schaubühne), mit Kollegen zu arbeiten; ein überraschend neuer

Blick auf die Gesellschaft, die das produziert hat, was wir „Deutsche Misere“ nennen.

Alois Stempel als Stadtmusikant Miller: diesen Schauspieler habe ich noch nie so knapp und genau gesehen wie in der verzweifelten Ausweglosigkeit und choleralen Festigkeit des überforderten Hausvaters. Und wie der Regisseur Charlotte Schwab (Luise) und den hünenhaften Peter Simonischek als hackenknallenden Ferdinand in verliebt verspielte Heftigkeit treibt (Fangspiele mit den zur „Limona-de“ benötigten Zitronen), verrät große Sicherheit.

Anders als manche Regisseure malt Schäfer nicht Schwarz-Weiß, sondern zeigt die Durchlässigkeit der gesellschaftlichen Schichten. Edgar Walthers Präsident ist ein dicklicher Bonvivant, der seine Herkunft aus einfacheren Kreisen nicht verleugnen muß – weil er ja im Besitz der Macht ist. Der Witwer residiert in einem vergammelten Ballsaal, in den er Apfelhuden und Wurststangen gestellt hat. Allein mit seinem Sekretär, schnurrt er ungeniert aus der Tülle der Kaffeekanne und kann sich, da Spitzel und Handlanger die Arbeit erledigen, auf seinem Arbeitstisch das Tohuwabohu von Kerzenstümpfen, Weinflaschen, Gläsern, Obstschalen und Staatspapieren leisten. Dies ist eine neue durch Schillers Text gedeckte Deutung der Figur, die spannungsvolle Kontraste ergibt zu dem in Etikette erstarrten, weil machtlosen Hofmarschall von Kalb (vorzüglich: Franz Kollasch) und dem Sekretär Wurm. Reinhart Firchow hat wenig vom Getretenen des subalternen Schreiberlings. Er ist schon Berater seines Herrn und läßt doch noch ahnen, daß er, bei besseren Chancen, eine Entwicklung hätte nehmen können, die ihn nicht in die Verkrüppelungen einer von Kavalen lebenden Existenz zwingt.

Rolf Michaelis, Die Zeit 6.1.1978

Die Geburt eines Regisseurs

Endlich was zum Anfassen an diesem Theater. Endlich wieder ein frisches, auch ein ungebärdiges Temperament, das mit der Bühne etwas anfangen will und anzufangen weiß. Sie erschreckt den neuen Mann nicht, er spielt mit ihr. Kein dünner Tüftler, kein schmales Rinnsal. Ein vitaler Macher vielmehr, mit Grips und Sensibilität, mit Kunstverstand und Wagemut, Zartheit und Schärfe. Ein Talent ganz ohne Zweifel, ein Regisseur, den Einfälle jagen. Er muß sie, das ist noch seine Last, zähmen, nicht mühsam erst herauskitzeln (...)

Schäfer will sein Publikum „einstimmen“. Zu diesem Zweck bedient er sich des etwas modischen Mittels, Schauspieler in ihren Kostümen im Foyer herumspazieren, Gitarre spielen oder Bier trinken und auch Grammophon spielen zu lassen, bevor das Spiel beginnt; dann einige akustische Brücken zur Gegenwart hinüber, deren Konstruktion nicht sonderlich überzeugt.

Leise Befürchtungen.

Doch sind sie nach wenigen Minuten ausgeräumt. Schon der erste Auftritt läßt ahnen, mit welcher Intensität die Bühne herübergreift in den Zuschauerraum. Sofort sind die Charaktere präsent, ist die bürgerliche Enge charakterisiert, auch mit dem Drang, ihr über das Musische einen Sinn zu verleihen. Ein paar triste Stellwände sind das Zimmer beim Musikus Miller (ganz hervorragend Alois Stempel), ein Cello lehnt an der Wand, ein kleiner Haufen Bücher liegt auf dem Fußboden; er wird dort, Sinnbild der Aufklärung, das ganze Spiel über liegenbleiben. Der psychische Grundkonflikt Luises und seine gesellschaftlichen Bedingungen werden sehr rasch deutlich. Schon der Auftritt Wurms macht, noch vor dem Ferdinands, klar, daß auch mit ihm die höfische Welt in die der Bürgerstube einbricht.

Reinhart Firchow ist in dieser Inszenierung nicht der armselige, windige Schreiber. Er ist ein eleganter, hochgewachsener blendender Hofmann. Auch er ein „deutscher Jüngling“. Nur einer, der den Weg der Kabale, der höfischen Intrige geht. Er ist nicht die Kreatur Walters, sondern sein Einflüsterer, schon ein Gesprächspartner. Eine wichtige Nuance, mit der, vom Text völlig gedeckt, neben der Polarität Aristokratie-Bürgertum eine zweite, innerhalb des Bürgertums entwickelt wird.

Vergleichbare Akzente und Deutungen gibt es immer wieder, mit denen das Drama strukturiert wird, seine Gelenkstellen herausgearbeitet werden. In einem brillanten, Minuten dauernden stummen Auftritt entblößt sich der Präsident von Walter in seiner ganzen Erbarmlichkeit und Verschlagenheit. Er ist ein rankunöser Fettwanst von tückischer Gefährlichkeit, eilig im Schritt, nervös, ein Stier, den Widerstände wie das rote Tuch reizen. Genußvoll verbrennt er ein Buch

seines Sohnes. Edgar Walther ist in dieser Rolle so exakt, so präzise und nuancenreich, wie man ihn bisher kaum sah.

Ein ganz anderer Moment, in dem die Substanz des Stücks zeichenhaft sichtbar wird. Die entsagende Lady Milford geht – den Gazeschleier hinter sich herziehend, der ihren Palast als Spielort andeutete – ab in die ungewisse Zukunft, deren utopisches Element jenseits der tiefen Spielfläche durch einen Baum hinter einer Öffnung gekennzeichnet wird. (Die überzeugende Einheitsbühne, ein nach hinten zulaufender Saal mit einigen Versatzstücken baute Franz Koppendorfer.) (...)

Denn sonst: wie überlegt, wie klar und einfallsreich weiß Schäfer die Schauspieler zu führen. Man blickt auf den Personenzettel und fragt sich bei dem einen oder anderen, ob man es mit einem Gast zu tun habe. Das ist aber nicht der Fall. Selten sah man ein Schillersches Liebespaar wie die unerlöst und leicht bäuerlich sich gebende, zarte und verzweifelte Charlotte Schwab, eine Gestalt, als sei sie geradewegs aus dem Marbach Schillers hergekommen. Und Peter Simonischek verspielt und edel, doch auch grobkörnig und ungestüm. Die beiden werfen sich erst Äpfel zu, später spielen sie mit einer Zitrone Fangball – Vorgeschmack auf die vergiftete Limonade. Es sind junge, nach Glück sich sehende Gemüter, die um so herzerreißender in ihr Unglück gehen. Heinrich Ortmayr, dieser immer intensiver werdende Schauspieler, führt in seiner Szene mit Lady Milford den zentralen Angriff auf Fürsten-Willkür in Bitterkeit und Trauer, weniger scharf und aufbegehrend, als ernüchert und hoffnungslos. Franz Kollasch entlarvt in der Figur des Hofmarschalls von Kalb das Höflings-Unwesen mit dem Mittel der Karikatur, zu der die Wirklichkeit längst geworden ist. Jenny Lattermann ist gluckenhaft besorgt die Mutter Miller. Schäfer und seinem Team gelingen die zarten Passagen ebenso wie die kräftigen, die Schillers Pathos verlangt. Die Auseinandersetzung Vater – Sohn ist von einer packenden Intensität, das Schlußbild – Luise neben einem Berg Papierschnipsel mit ihrem Abschiedsbrief – von herzerreißender Stille. Schäfer hat den Mut zum Pathos und die Fähigkeit zur Leisen, in sich gekehrten Zurückgezogenheit.

Sicher, da ist noch manches, das unbehauen ist, manches bleibt ungeformt. Nach der Pause gehen etwa zwanzig Minuten unorganisiert unter. Es gibt überflüssige Gags, es gibt Überzogenheiten. Gleichwohl: hier ist ein Regisseur, auf den man setzen kann. Großer Jubel. Ein paar Buhs.

Hans Schwab-Felisch, Frankfurter Allgemeine Zeitung 20.12.77